

Illustriertes Sonntags-Blatt

zur
Amtlichen Caunus-Zeitung.
Verlag von Ph. Kleinbühl in Königsstein i. E.

1915. * Nr. 31

Plus Mangel an Beweisen.

Roman von Gabriele, Baronin von Schlippenbach.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Heute setze ich meinen Brief fort. Ich habe verschlafen; es war schon halb neun, als ich wach wurde. Bernd war schon um sieben ausgeritten, wie Trina mir sagte. Um neun kehrte er zurück auf dem hübschen Fuchs, den Onkel Hugo ihm bestimmt hat. Eine braungefleckte Hühnerhündin, die Diana heißt, sprang neben dem Pferde her. „Tag, Muttchen, gut geschlafen?“ fragte Bernd. „Prächtig, mein Junge! Du bist schon so früh auf und davon.“

„Wir haben zwei Kühe im Stall. Onkel hat für alles gesorgt. Im Dorf bekommt man alle Lebensmittel, und was fehlt, kann der Bote aus Memel holen; er muß dreimal jede Woche hin. Hier ist alles billiger als in Berlin.“

Nach dem Frühstück holte Bernd den alten Jochen aus dem Stall und stellte ihn mir in aller Form vor. In seinem treuerzigen Platt begrüßte er mich und hielt mir die schwielige Rechte hin.

„Das ist meine rechte Hand, Mutter,“ sagte Bernd, „unter Jochens erfahrener Leitung hoffe ich, ein tüchtiger Landwirt zu werden. Für Willkähnen habe ich bereits einen neuen, bestempfohlenen Verwalter engagiert, und der scheint ein brauchbarer, ehrlicher Mensch zu sein. Ich setze meine ganze Kraft da-



Fort XI von Przemyśl nach der Beschichtung durch schwere Artillerie. (Mit Text.)

Er lachte. „Ja, auf dem Lande heißt es zeitig aufstehen“, sagte er. „Trina, Trina, bringe doch das Frühstück!“ Es bestand aus Kaffee mit köstlicher Sahne, kräftigem Landbrot, Butter und Schinken.

„Wo hast du all diese Herrlichkeiten her?“ fragte ich.

ran, das Vertrauen Onkel Hugos in mein Können zu verdienen.“

Nachdem Bernd wieder fortgeritten war, räumte ich meine Sachen in den Wäschekorb und ging zu Trina in die Küche, die blitzsauber und groß ist. Wir besprachen die Wirtschaftsangelegenheiten und notierten, was noch fehlt. Nun aber Schluss. Bernd

„muß jeden Augenblick zum Mittagessen kommen; es ist gleich zwölf Uhr. Hier ist man früher als in der Stadt. Schreibt mir bald, wie es Euch geht, meine Lieben. Es umarmt Euch Eure treue Mutter und Schwester Frida von Stetten.“

„Weißt du, Gretchen, ich heirate nur einen Landwirt“, sagte Hilde, nachdem sie den Brief der Mutter gelesen hatte. „Es muß doch herrlich auf dem Lande sein! Ich freue mich sehr darauf, im Sommer nach Pfennruh zu reisen!“

Das Pfarrhaus von Willshemen lag dicht neben der kleinen alten Kirche, ungefähr zwei Kilometer von Pfennruh entfernt.

Pastor Hildebrandt war ein rüstiger Sechziger; man merkte ihm sein Alter nicht an. Sein frisch gerötetes Gesicht, die markige Gestalt ließen ihn jünger erscheinen. Ihm zur Seite waltete seine rundliche Frau. Die Kinder waren aus dem elterlichen Nest geflogen, die Söhne in Amt und Würden, die Töchter verheiratet. Es war recht einsam in dem einst so vollen Hause geworden.

Mit Freuden begrüßten die alten Leute die Nachricht, daß sie in Pfennruh Nachbarschaft erhalten sollten.

„Vater“, sagte die Frau Pfarrer, „wo habe ich den Namen von Stetten“ wohl schon gehört oder gelesen?“

„Ich weiß es nicht, Anna“, entgegnete der Pfarrer, der, die lange Pfeife rauchend, gemütlich in seinem Lehnstuhl saß.

„Nun, ich kann mich auch irren; du weißt, mein Gedächtnis für Namen ist etwas —“

„Schwach geworden“, bestätigte ihr Mann lachend.

„Na ja, Alterchen, mir geht so vieles durch den Kopf: die Kinder, die Enkelchen, die Armen in der Gemeinde und —“

„Die Sorgen um deinen Mann.“

„Natürlich, die zuallererst.“

Sie häfelte eifrig an einem Röschchen, das für eines ihrer Enkelchen bestimmt war.

Der Pfarrer las ruhig weiter in der Memeler Zeitung.

„Vater“, unterbrach Frau Anna das Schweigen, „ich denke doch, sie machen bald Visite bei uns.“

„Ja, ja“, entgegnete er etwas ungeduldig.

„Vater, hast du sie schon gesprochen?“

„Wen denn?“ fragte der Pfarrer, der schon die neuen Nachbarn vergessen hatte.

„Nun, den Baron von Stetten und seine Mutter. Ich habe sie am letzten Sonntag in der Kirche gesehen; er sieht aber nicht aus, als ob er froh und zufrieden wäre.“

„Du siehst immer allerlei, was nicht ist, Mutter.“

„Sie — ich meine die Baronin Stetten — hat aber ein liebes, sanftes Gesicht; die gefällt mir besser.“

Der Pfarrer brummte etwas in seinen Bart und las weiter.

„Wir werden doch einen Besuch bei Hildebrandts machen müssen, Bernd“, sagte Frau von Stetten zu ihrem Sohn. „Ich bin nun schon vier Wochen hier; es sieht unfreundlich aus, wenn wir es noch länger verschieben.“

„Ja, Mutter, aber es fällt mir schwer, unter Menschen zu sein“, entgegnete Bernd, und die tiefe Falte auf seiner Stirn, die sich dort seit dem Winter eingegraben, trat deutlich hervor.

Die Mutter kam nicht darauf zurück; sie ließ ihm Zeit, und eines Tages sagte Bernd:

„Ich habe mit Hildebrandt einiges zu besprechen, Mutter; wenn es dir paßt, könnten wir morgen hin.“

So fuhren sie denn in das Pfarrhaus und wurden herzlich empfangen. Während die Männer das Geschäftliche erledigten, plauderten die Frauen. Sie fanden Wohlgefallen aneinander — schon bei dieser ersten Unterhaltung. Später gesellten die Herren sich zu ihnen, und ein lebhaftes Gespräch entspann sich.

Der Pfarrer lebte schon seit zwanzig Jahren in seinem strohgedeckten, niederen Hause; er kannte die Glieder seiner Gemeinde und erzählte von ihnen.

„Es gibt viele, die mir Sorge machen“, sagte er. „Sie werden einen schweren Stand in Willshemen haben, Herr Baron. Die Grenze ist nahe und begünstigt den Schmuggel, besonders mit Branntwein. Da ist kürzlich ein Kerl von der Grenzwaache erschossen worden. Die Familie ist in größter Armut zurückgeblieben; sie lebt in einer verfallenen Hütte am Ende des Dorfes.“

„Es muß schrecklich sein, des Mordes angeklagt zu werden“, bemerkte die Pfarrersfrau, „und wie viele solcher Taten bleiben unaufgeklärt, oder man spricht den Verhafteten frei aus Mangel an Beweisen.“

Die ahnungslos gesprochenen Worte trafen Bernd wie ein Dolchstoß. Er wurde sehr bleich und erhob sich, um sich zu verabschieden. Seine Mutter wagte nicht, ihn anzusehen.

„Ich hoffe, wir führen gute Nachbarschaft“, sagte Hildebrandt herzlich, „auf baldiges Wiedersehen!“

Schweigsam fuhren Stettens nach Hause.

Bernd war in düsteres Brüten versunken. Die Wunde blutete, sie wollte nicht heilen. Er war in den nächsten Tagen rastlos tätig. Von früh bis spät ritt oder fuhr er in der Wirtschaft umher; seine Mutter sah ihn kaum. Sie sorgte sich um ihn, aber sie rührte nicht an die wehe Stelle. Sie war liebevoll um ihn bemüht, empfing ihn, wenn er abends heimkehrte, mit freundlichen Worten und suchte ihm sein Heim recht behaglich zu machen.

Mit den umliegenden Gütern hatten sie keinen Verkehr. Es mußte noch einige Zeit vergehen, ehe Bernd sich dazu entschloß.

Im Sommer kam Onkel Hugo auf einen Sprung, um zu sehen, wie es in Willshemen stand. Er war befriedigt, nachdem er Einsicht gehalten, und lobte Bernd's Umsicht und Tätigkeit.

Frau von Stetten hatte mit Hilfe Jochens und eines Gärtners aus Memel den Garten in Ordnung bringen lassen. Die verwilderten Beerensträucher waren beschnitten und versprachen guten Ertrag, Gemüsebeete wurden gezogen und bepflanzt, die Obstbäume umgegraben und gebüngt. Es sah schon anders aus. Frau von Stetten kam es zugute, daß sie auf dem Lande aufgewachsen war und daher Verständnis für Dinge besaß, die der Stadtfrau fremd blieben.

Brömmeler fragte seine Cousine, wie Bernd's Stimmung wäre, und er erfuhr, daß sie im allgemeinen ernst und ruhig sei. Nur mit der Außenwelt mochte Bernd noch nicht verkehren; er scheute ängstlich davor zurück.

„Das muß anders werden“, meinte Brömmeler. „Wenn wir erst hier sind, muß der Junge aus seinem Schnedenhäus heraus, der lustige Irwisch, die Nase wird schon dafür sorgen.“

Die Schwestern erwarteten sehnsüchtig die Ferien. Margarete hatte sich von ihrem Chef drei Wochen Urlaub erbeten, und zwar zu der Zeit, da Hildegards Schule schloß. Tante Dörchen wollte so lange zu ihren Bekannten nach Danzig reisen. Sie klagte in letzter Zeit über ihre Augen und trug eine dunkle Brille, um die Sehkraft zu schonen.

Es wurde ein schöner Sommer in Pfennruh. Das Wiedersehen mit der Mutter und Bernd war auch zu herrlich.

Hildegard fand es wunderbar auf dem Lande. Sie begleitete ihren Bruder aufs Feld, streifte durch den Wald, half Trina beim Buttern und Baden und naschte von den Beeren im Garten. Ihre frohe Stimme, ihr heller Gesang füllten das Haus; selbst der ernste Bruder mußte oft über sie lachen.

Margarete genoß auch in ihrer stilleren Art. Sie hatte im Pfarrhause geistige Anregung. Die Tochter war mit ihren Kindern zum Besuch bei den Eltern, ein Sohn, der Professor in Königsberg war, kam auch auf vierzehn Tage heim. Es gab gute Bücher und gemeinsame Ausflüge nach Schwarzort und an die Dörse.

Bernd entzog sich ihnen. Er schätzte stets Mangel an Zeit vor; die Arbeit nahm ihn ganz in Anspruch. Wenn er tobmüde nach Hause kam, dann war ihm wohl. Seine Aufgabe erbeischte einen ganzen Mann. Oft dachte er an das Wort, das Margarete ihm in schwerer Stunde gesagt:

„Arbeit ist ein treuer Waffengenosse!“

Streblins hatten eine Hochzeitsreise nach Oberitalien und Tirol gemacht. Meta war in dieser Zeit sehr glücklich. Sie war stolz darauf, „Frau Baronin“ genannt zu werden, ihren stattlichen Mann erobert zu haben, und daß Hans nun der Garde angehörte, erfüllte die Eitle mit hoher Genugtuung. Wie hoffte sie, in Potsdam zu glänzen. Natürlich würden sie ein Haus machen, Feste geben und oft bei den Eltern in Berlin sein.

Sie überhäufte ihren Mann mit Zärtlichkeiten, die er in dieser ersten Zeit geduldig über sich ergehen ließ, sie nur mäßig erwidern. Aber Meta merkte es nicht, sie glaubte, Hans wirklich zu lieben und von ihm wieder geliebt zu werden; daß bei ihrer Wahl Berechnung eine Rolle gespielt, sagte sie sich nicht.

Schon auf der Hochzeitsreise fühlte Streblin sich oft peinlich berührt durch das laute Wesen seiner Frau, das die Aufmerksamkeit auf sich zog. Ihre kostbaren, aber auffallenden und geschmacklosen Toiletten gefielen ihm nicht. Dabei hatte sie eine Vorliebe für grelle Farben, besonders für Gelb und Rot. In einem dunklen Kleide sah sie besser aus, aber davon hatte sie nur eines mit und trug es ungern. Das Haar in modischer, allzu üppiger Weise geordnet, mit Schmutz behängt, machte sie einen gewöhnlichen Eindruck, den ihre laute Stimme noch erhöhte. Wie würde es werden, wenn sie erst in Potsdam lebten und mit den Kameraden verkehrten, deren Frauen sehr erflusiv waren?

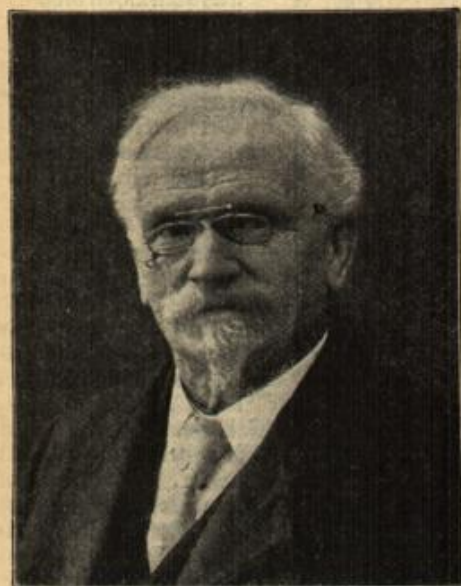
Er hoffte, sie zu erziehen; sie war ja jung und liebte ihn.

Eines Tages — es war in Nizza — kam es zum ersten Streit. Meta wollte zur Mittagstafel das brandrote Kleid anziehen, das ihr Mann so ungern an ihr sah. Er bat sie, es nicht zu tun; es waren zwei seiner früheren Regimentskameraden da, und Streblin wünschte, seine Frau in vorteilhaftem Lichte vorzustellen.



Nach der Eroberung von Przemyśl: Die Überreste einer russischen Prohe, die von einer großkalibrigen Granate getroffen wurde.

eingesehen, daß die als Barbaren verschrienen Deutschen, was | Kleine aber hat gesittetes und wohlwollendes Betragen betraf, die Soldateska des eigenen Landes weit in Schatten stellten. Deswegen waren auch alle aus dem Dorf Geflüchteten wieder nach Hause zurückgekehrt und gingen friedlich ihrer Arbeit nach, bei der sie häufig



Gustav Reiban,

der Erfinder der Gulasch-Kanone. (Mit Text.)

der kleine Jerome Villier, der unzertrennlich an den drei Wehrleuten hing, die in seinem Vaterhäuschen einquartiert waren. Und die drei gewannen das reizende schwarzzüngige Kerlchen lieb, ergöhten sich an seinem Mauderwelsch, wenn er versuchte deutsch zu sprechen, und indem sie an ihre eigenen Kinder in der Heimat dachten, taten sie alles, um sein Kinderherz zu erfreuen. Jerome aber suchte sich seinen Freunden nicht minder dankbar zu erweisen, indem er ihre Einkäufe beim Dorfkrämer besorgte, und als ihm der eine der Deutschen, Franz Harling mit Namen, der seines Zeichens Buchbinder war und etwas Französisch verstand, eines Tages aus steifem Papier eine wunderschöne Mühle zusammenkleifterte, mit Türen und Fenstern und einem Mührad, das sich drehte, wenn man in den Schornstein Sand schüttete, schlich der vor Freude selige kleine Jerome in die Erde, wo er



Gefangene Russen winten aus einem von den Deutschen erstürmten Schützengraben ihre Kameraden zur Übergabe heran.



Ein von den Bayern erstürmtes Nordfort von Przemyśl. (Mit Text.)

sein Spielzeug verwahrt hielt, und kam gleich darauf mit einem kleinen Gegenstande zurück, den er dem Soldaten in die Hand drückte.

„Du — das schenk' ich dir!“ sagte er dabei. „Das ist für deinen kleinen Heinz in Deutschland, von dem du mir so viel erzählt hast! Wird er sich darüber freuen?“

Es war eine kleine Metallhülse, in die ein Blechblättchen eingeschoben war, ein sogenanntes Cri-Cri, das, wenn man auf das Blättchen drückte, einen durchdringend schrillen Ton erzeugte. Der Beisente erinnerte sich noch, welcher Unfug mit diesem aus Frankreich gekommenen Spielzeug getrieben worden war, als er selbst noch ein ganz kleiner Bube gewesen. Auch er hatte damals so ein Ding besessen und alle im

Hause mit den nervenaufregenden Tönen zur Verzweiflung gebracht, bis sein Vater es ihm wegnahm. — Er wollte den kleinen Jerome nicht seines Spielzeuges berauben, der und drängte so lange, bis er es schließlich in die Tasche steckte, mit dem Entschluß, es gelegentlich wieder in den Spielzeugkasten des Kindes zu legen.



Johann Ritter
Fritsch v. Cronenwald,

österreichisch-ungarischer Zerkadett, vernichtete das italienische Luftschiff „Gitta Ferrara“ durch Bombenwürfe.
Phot. Harlan.

Die Mutter des kleinen Jerome verzehrte sich fast in Angst um ihren Gatten, der bei einem in den Argonnen gegen die Deutschen kämpfenden Regiment stand, und klagte Franz Harling jeden Tag ihr Leid. Ihr Viktor, meinte sie, würde gewiß totgeschossen, und wenn dies nicht der Fall wäre, dann könne er gewiß nicht die ungeheuren Strapazen ertragen — Herr Viktor Villier war der Schneider des Dorfes. Jetzt aber, nachdem sie wisse, daß die Deutschen durchaus nicht die Barbaren



Russische Gefangene aus den Schlachten in Galizien auf dem Bahnhof in Stryj.
 Phot. G. Benninghoven.

waren, als welche man sie verschrien, hätte sie keinen anderen Wunsch, als daß ihr Vektor gefangen genommen würde, dann wäre er wenigstens außerhalb der Gefahr.

Harling versprach darauf scherzend, indem er auf die an der Wand hängende Photographie des Ehepaares deutete, daß er den Vektor fangen wolle, sobald er ihm begegne; er werde sich sein Gesicht mit der Narbe auf der Wange genau einprägen — ein Trost, welcher der armen Frau nur ein trübes Lächeln entlockte.

An einem der folgenden Tage rückte das Bataillon in die Gefechtslinie ein. Da starke feindliche Kräfte festgestellt worden waren, von welchen ein Angriff zu erwarten war, so hatte das Kommando befohlen, eine besetzte Stellung auf einer Waldhöhe zu beziehen, um die sich an der einen Seite eine tief eingerissene, von einem rauschenden Bache durchströmte Schlucht zog. Dort hatte der Hauptmann der Kompanie eine Wache postiert, die durch ein Feldtelefon mit der Höhe verbunden war.

Franz Harling hatte diesen Posten bezogen und stand, das Gewehr im Arme, hinter einem Felsblöcke, von wo aus er den Eingang der Schlucht übersehen konnte. Tiefe Stille ringsum, nur von dem Murmeln des Baches und dem Rauschen des Windes unterbrochen. Doch jetzt — was war das für ein seltsamer Ton? Wie das Zirpen einer Grille hatte es geklungen, nur weit stärker. Und bewegte sich dort am Eingange der Schlucht nicht etwas? Deutlich hatte der Deutsche bei dem gerade einfallenden Mondlichte gesehen, wie ein Schatten hinter einem Busche verschwand. Jetzt tauchte eine dunkle Gestalt in die Schlucht — wieder das schrille Zirpen — und dort, wo der Schatten vorher erschienen war, hockten zwei, drei, vier — eine ganze Reihe Gestalten durch das Gehölz, die gleich darauf lautlos auf der Stelle verharrten. Schon hatte Franz Harling das Gewehr erhoben, um einen Alarmschuß abzugeben, da durchzuckte ihn bei der Erinnerung an das in seiner Tasche befindliche Cri-Cri ein tollfähriger Gedanke. Den von dem Felsen herabhängenden Fernsprecher ergreifend, flüsterte er eine Meldung hinein und duckte sich dann, auf seine riesige Kraft vertrauend, hinter den Felsen.

Lange brauchte er nicht zu warten. Oben begann der Mond wieder hinter den Wolken zu verschwinden, als ein leises Rascheln dicht neben ihm hörbar ward und eine dunkle Gestalt an ihm vorbeisich. An dem Käppi erkannte er einen französischen Soldaten. Aufhorchend blieb dieser jetzt stehen; da stürzte sich der Deutsche mit einem tigerartigen Sprunge von hinten auf ihn und umflammerte mit beiden Händen seinen Hals.

Nur ein gurgelndes Stöhnen vermochte der Überfallene hervorzu stoßen. Mit der Kraft der Verzweiflung suchte er den Angreifer von sich abzuschütteln, aber dieser hielt mit eisernem Griff fest, und kaum eine Minute dauerte es, da sanken die Arme des Franzosen schlaff herab, und von einem furchtbaren Faustschlag an der Schläfe getroffen, sank er bewußtlos zu Boden.

Jetzt galt es, die am Eingange der Schlucht harrenden Kameraden des Gefälles zu täuschen. Nachdem dessen Körper hinter dem nächsten dichten Busche verborgen war, holte Franz Harling das Cri-Cri aus der Tasche hervor. Gleich darauf zitterte wieder das schrille Zirpen durch die nächtliche Stille, und zurückblickend stellte der kühne Feldgrau fest, daß die am Eingange der Schlucht befindlichen Gestalten sich ihm näherten. Mühsam durch das Gehölz sich windend, manchmal im Bache wadend, schritt er die Schlucht aufwärts und ließ von Zeit zu Zeit das Cri-Cri schrillen, bis er die Höhe des Hügelrückens erreicht hatte, wo die durch den Fernsprecher herbeigerufenen Kameraden seiner warten mußten. Sie waren zur Stelle. Hinter Büschen und Bäumen standen sie verborgen, wie er durch leisen Anruf feststellte. Leutnant Wellrod, sein Vorgesetzter, der die Abteilung führte, rief ihn leise zu sich heran und ließ sich alles erklären.

Einige Augenblicke später zirpte das Cri-Cri wieder, und unmittelbar darauf erschienen in der Schlucht die dunklen Gestalten der Franzosen und strebten der Höhe zu.

„Waffen nieder, Ihr seid gefangen“, tönte ihnen die scharfe Stimme des Leutnants französisch entgegen.

Auffschrei der Wut, der Ruf: „Verrat“ — und mehrere Gewehrschüsse antworteten, die sofort mit einem hinter jedem Baume und Busche hervorprasselnden Schnellfeuer der Deutschen erwidert wurden. Mehrere der Feinde stürzten, während die anderen wieder nach unten zurückflohen.

Aber jetzt vernahm man auch vom Eingange der Schlucht her das Knattern von Gewehrfeuer; offenbar hatten die Deutschen den Eingang mittlerweile besetzt, und die Franzosen waren gefangen wie die Maus in der Falle. Zwar suchten sie noch mehrmals durch wütende Angriffe den Ausgang zu erzwingen, wurden aber jedesmal zurückgetrieben, so daß sie bei Tagesgrauen die Auslosigkeit jedes Widerstandes einsahen und sich ergaben. Es waren annähernd einhundertfünfzig Mann, die von Franz Harling in die Schlucht gelockt worden waren.

Nach Aussage der Gefangenen hatten sie den Auftrag gehabt, unter Führung eines der Schlucht Rindigen diese zu durchschleichen (wobei sie der Führer mit dem Zirpen eines Cri-Cris leitete), um den auf der Höhe liegenden Deutschen in den Rücken zu fallen, während die Stellung zugleich von vorn angegriffen werden sollte. Der Angriff wurde in der Tat in den ersten Morgenstunden unternommen, brach aber unter dem Feuer der Deutschen zusammen.

Die Gefangenen wurden vorerst nach dem Dorfe gebracht, in welchem Franz Harling einquartiert gewesen war. Als der Genannte, der zur Begleitmannschaft gehörte, die Reihe der meistens ganz gelassenen und zufriedenen Franzosen entlang schritt, stuchte er plötzlich. Sollte das schmächtige Männlein dort mit dem schmalen Gesichte nicht der Gatte seiner Quartierwirtin sein? Richtig! Er war es; denn deutlich konnte man die Narbe auf seiner linken Wange erkennen. Auf den ihn verblüfft ansehenden Franzosen zutretend, sagte Franz Harling:

„Monsieur Viktor Billier, ich habe Ihrer Frau Gemahlin versprochen, Sie zu fangen, damit Sie aus dem Bereiche unserer Kugeln kommen; ein Deutscher hält sein Wort! Das Cri-Cri Ihres Söhnchens hat mir dabei geholfen!“ —

Tee statt Kaffee.

Von Gustav Heid.

(Nachdruck verboten.)

Daß ich den Tee anstatt Kaffee empfehle, hat seine besonderen Gründe. Einmal der Ersparnis halber, auf die wir alle in dieser schweren Zeit zu sehen haben. Denn der Tee, den ich empfehle, soll nichts kosten: der Garten und die freie Natur liefern ihn. Dann empfehle ich ihn aus gesundheitlichen Gründen. Unser Tee ist gesundheitlich in keiner Weise nachteilig, sogar in dieser Beziehung wertvoll. Das kann weder vom Bohnenkaffee noch von den chinesischen Tees, dem schwarzen und grünen, behauptet werden.

Da ist zunächst der Pfefferminztee, *Mentha piperita*. Er ist in der häuslichen Heilkunde nicht unbekannt, aber darum wird man Mißtrauen hegen, wenn der Ausguß davon für den Familienkreis als Morgen- und Abendgetränk dienen soll. Und doch ist es so, daß er auch als ein gutes und empfehlenswertes Genussmittel gelten kann. Allerdings wird man den Ausguß etwas schwächer herstellen, als wenn er bei Magenverkrümmungen und Vergleichen verwendet werden soll. Mit Zucker vermischt, ist der Geschmack wirklich angenehm. Dazu dient unser Tee immerhin noch dem Wohlbefinden und der Gesundheit, besonders wirkt er auch beruhigend auf die Nerven: also ist der Pfefferminztee gerade für die heutige Zeit zu empfehlen.

Wer nun auch schon ein kleines Stückerl Garten besitzt, kann die Pfefferminze selbst kultivieren, denn sie macht wenig Anspruch an den Boden und an die Pflege. Sie gedeiht sogar an schattiger und feuchter Stelle. Damit ist nun nicht gerade gesagt, daß man die Pflanzen vernachlässigen soll. Bei Trockenheit begießen.

Kann man Ableger erhalten, so ist schon bald ein Beetchen bewachsen, und das Schneiden der Zweige kann vor der Blüte, im nächsten Jahre zweimal geschehen. Trocknen derselben an luftigem Orte; aufbewahren in gut verschlossener Blechbüchse.

Der Waldmeister, *Asperula odorata*, ist nicht nur zur Boullébereitung nützlich. Die getrockneten Zweiglein geben auch einen feinen, aromatisch duftenden und angenehm schmeckenden Tee von guter Bekömmlichkeit.

Dabei läßt sich auch dieses Kräutlein recht gut im Garten an schattiger Stelle kultivieren. Dem Boden wird am besten etwas Laub- oder auch schließlich gute Mistbeeterde beigegeben. Ausfaat im Herbst oder Frühjahr, doch muß dieselbe nach einigen Jahren erneuert werden. Anscheinend duftet der im Garten gezogene Waldmeister nur sehr gering, aber dieser Duft, das Numarin, entwickelt sich bei den frischen, in Weingeist oder Wein gelegten Zweiglein, ebenso bei den getrockneten, genau so wie beim Waldmeister des Waldes. Es lohnt sich also wirklich, Herzfreude, wie die Alten den Waldmeister nannten, im Garten heranzuziehen, zumal er an Stellen wächst — im Gebüsch oder sonst im Schatten — wo sonst nichts aufkommt.

Und dann bietet der Wald, der Abhang, der Feldgraben einen Tee, möchte sagen den köstlichsten und wertvollsten, den Brombeerblättertee. Das sollte nur ja nicht versäumt werden, die jungen Blätter des Brombeerstrauchs zu pflücken, etwa bis gegen Ende Juni, so lange sie noch zart sind. Die getrockneten Blätter, fest verschlossen, entwickeln einen gar feinen Duft, der dem des Waldmeisters nicht nachsteht, und ebenso ist der daraus bereitete Tee von feinstem Wohlgeschmack. Diese Eigenschaft dürfte dem Brombeerstrauch auch dazu verhelfen, daß er mehr im Garten angepflanzt wird, zumal in den guten Gartenorten. Da wird man allerdings mit dem Pflücken der Blätter vorsichtig sein müssen, und nicht den Strauch aller seiner Blätter und Triebe berauben.

Wachsthum der Pflanze, die in der Gegend der Bäume wächst, ist ein Zeichen der Fruchtbarkeit der Erde. Die Pflanze, die in der Gegend der Bäume wächst, ist ein Zeichen der Fruchtbarkeit der Erde. Die Pflanze, die in der Gegend der Bäume wächst, ist ein Zeichen der Fruchtbarkeit der Erde.

Die Pflanze, die in der Gegend der Bäume wächst, ist ein Zeichen der Fruchtbarkeit der Erde. Die Pflanze, die in der Gegend der Bäume wächst, ist ein Zeichen der Fruchtbarkeit der Erde. Die Pflanze, die in der Gegend der Bäume wächst, ist ein Zeichen der Fruchtbarkeit der Erde.

Aber auch die getrockneten jungen Blätter der Walderdbeeren und der Waldhimbeere geben einen guten Genuß: sie werden da gepflückt werden können, wo etwa der Brombeerstrauch seltener ist. So kann auch eine Mischung dieser drei Blätterarten hergestellt werden. Schließlich tun's auch die Blätter der im Garten wachsenden Erdbeeren, Himbeeren und Johannisbeeren, und zwar letztere der aromatischen schwarzen Johannisbeere. Dabei sei der Johannisbeers-

Verjährt.



Wo ist denn der Fuhrmann?

dem Lande vielfach selbst den Eichellasse von den im Walde gesammelten und daheim gebrannten Eicheln. Es galt als ein besonderes Zeichen von Armut, wenn einer Eichellasse trank. Heute wissen wir es besser, daß ein solcher Kasse auch seine guten Eigenschaften hat, und so dürfte auch heute wieder manche Hausfrau zum selbstgebrannten Eichellasse kommen, ohne in den Ruf besonderer Armut zu gelangen. Eichellasse wird ja auch schon seit längerer Zeit fabrikationsmäßig hergestellt, ebenso wird man auch wohl wieder an die Herstellung von Eichellasse denken können. Die gerösteten Samen der wildwachsenden gelben Schwertlilie, *Iris pseudacorus*, kommen dem Kaffeegeschmack sehr nahe und können dem Eichellasse beigelegt werden.

Heimkehr.

Von Johanna Weiskirch. (Nachdruck verboten.)

Vom Hauptmast des prächtigen Kauffahrteisschiffes, das sich im Hafen der südlichen wie ein Märchenbild aus Palmenjainen auftauchenden Stadt auf den Wellen des Ozeans schaukelt, wehen die Heimathwimpel in den deutschen Farben. Nicht so straff, wie sie der herbe Atem nordischer Meere spannt, sondern schwer und träge, so wie die Tropen atmen. Und wie flüssiges Blei, voll geheimen, glühenden Lebens zittern die Wogen. Noch einmal kurz vor der Abfahrt, schickt der Kapitän des heimfahrenden Schiffes eines seiner Boote zum Strande, von dem die weißen Mauern des deutschen Generalkonsulats herüberschimmern, um die tags zuvor angekommene letzte Heimathpost in Empfang zu nehmen. Zwei kräftige Matrosen tauchen die Ruder ein, von denen die Tropfen wie funkelndes Geschmeide hernieberperlen, während der dritte, ein junger Maschinist, der um die Gunst gebeten hat, mit ans Land fahren zu dürfen, das Steuer lenkt.

Am Strande angekommen, geht er zum deutschen Konsulat hinauf, aus dem er nach wenigen Minuten, Briefe und Zeitungen tragend, wiederkehrt. Auch für ihn hat die Post einen Brief aus der fernern Heimat gebracht. Die Hand des Vaters, der besser mit dem Pflug und dem Dreschflegel umzugehen versteht als mit der Feder, hat diesmal die Adresse geschrieben, das erstemal seit seiner Abwesenheit von zu Hause. Wie mag das wohl kommen? Das Schreiben besorgte die Mutter doch sonst immer, und schon der Anblick ihrer Schriftzüge gab ihm auf dem weiten Meere auch in Sturm und Not ein Heimatgefühl ohnegleichen.

Greifbar deutlich sieht er die liebe Gestalt der Mutter, die in dem höflichenmühsamen Bauernhause mit seltener Ansicht und Treue schallt und waltet, vor sich. Wie sie sich seiner Heimkehr freuen wird, die ihn nun in tausend Sorgen und Ängsten in dem gefährlichen Berufe weiß!

Noch immer hält er den Brief uneröffnet in der Hand. Da entzweit ihn ein Lustzug, der seine Wangen streift, seinem Sinne. Zitternd wankend hebt sich das Boot, das dem Dampfer zu-

strebt. Der junge Mann am Steuer weiß, was diese Zeichen zu bedeuten haben: der Sturm naht.

Schnell reißt er den Brief aus der Heimat auf, aus dem ihm eine schwarzgeränderte Todesanzeige in den Schoß gleitet. Wie von einem häßlichen Traume befangen, liest er die Worte, die in fettgedruckten Lettern das Ableben der Mutter melden. Und unter derselben Empfindung liest er, während ihm alles Blut zum Herzen strömt, des Vaters bestätigende Worte, die er mit schwerer Hand in steilen Schriftzügen zu Papier gebracht hat.

Da legt das Boot unter dem dumpfen Grollen des Meeres am Schiffe an, dessen mächtiger Rumpf in sich zu erbeben scheint. Völlig entfärbten Angesichts überreicht der junge Maschinist dem harrenden Kapitän die Postfächer und begibt sich auf seinen Posten. Die Anker werden eifertig gelichtet, und bald dampft das Schiff in die offene See hinaus, fort aus dem Bereiche gefahrdrohender Klippen, von denen gellend schreiende Mövenscharen über die empörte See flattern. Die vorher tiefblaue Farbe des Himmels hat sich in ein bleiernes Grau verwandelt, das bald in ein schwefliges Gelb übergeht. Die Küste verhält eine riesige Staubwolke, die grelle Blitze ab und zu durchleuchtet.

Der Sturm ist nahe!

Alle Hände am Bord sind beschäftigt, um das Schiff zum Kampf mit den Elementen zu rüsten.

Und dann kommt der Sturm, machtvoll und gebietend wie ein König, aus den tiefschwarzen Wolken hernieder.

Die Maschine ächzt und stöhnt, und gleich ihr der junge Maschinist, den die eiserne Pflicht an ihre Seite bannt. Wie der Sturm das Meer aufwühlt bis zu seinem Grunde, so das Leid die tiefsten Tiefen seines Herzens. Aber sein Leid ist tränenlos. Mit fester Hand tut er seine Arbeit, ob auch seine ganze Seele in dem fernern Vaterhause weilt, unter dessen traurem, strohgedeckten Dache seine Kindesliebe die Mutter so oft gesucht.

Immer zornvoller gebietet des Sturmes dröhnende Stimme dem Meere. Immer schneller zuckt der Sturm sein blißendes Schwert. Stunde um Stunde rast und tobt er draußen auf dem Meere. Und Stunde um Stunde tobt der Schmerz in der Brust des jungen Seemanns.

Erst als die Morgenschatten, grauen Gespenstern gleich, über die See flattern, ermattet der Sturm. Träger peitscht er die Wogen, und ruhiger gleitet das kampferprobte Schiff über sie hin. Und als dann die Sonne aufgeht und ihre Strahlen die erregten Wogen besänftigend auf die schaumgekrönten Häupter küssen, schweigt der Sturm. Die müdgehezten Wellen schlafen ein, und stille, feierlich wird es auf dem Meere. Aber in der Brust des jungen Maschinisten wacht das Leid in den hellen Morgen hinein. Stumm und tränenlos bleibt es in der heiligen, erlösenden Stille.

Und so bleibt es auf der langen Überfahrt in ihm, bleibt so auf der langen Eisenbahnfahrt in seine Heimat, bis an die Schwelle des Vaterhauses. Die alten Höhlen rauschen auf, als er die Haustür öffnet und auf die steingepflasterte Diele tritt, wo ihm an der trauten Herdstelle die Mutter sonst den Willkommenfuß gegeben. Ihre Stelle ist leer, leer der ganze Raum und stille. Nur im Stalle nebenan rasselt eine Magd mit den Milcheimern. Der rauhe, schweigsame Vater und der nach ihm geartete Bruder mögen wohl draußen im Felde beschäftigt sein.

So steht der heimgekehrte Sohn des Hauses und läßt die qualvollen Wunde immer und immer wieder durch den wohlbekannten Raum gleiten. Leuchtende Sauberkeit geht von allen seinen Geräten aus; aber es fehlt die Wärme, die der Mutter gütevolles Antlitz darüber verbreitet hat. Da entdeckt er in der tiefen Fensternische ihr Spinnrad, auf dem noch der letzte Knoten Flachs, von ihrer Hand aufgelegt, harret. Mit zwei Schritten ist er neben ihm, und sinkt mit dem schmerzvollen Aufschrei: „Mutter, o Mutter!“ in den Lehnstuhl, in dem die Mutter saß, wenn sie spannte und sann.

Da ist es ihm, als ob ihre Hand segnend und tröstend über sein blondes Haupt streiche, und laut aufweinend löst sich sein starrer Schmerz in heißen Tränen.

Reisetage.

Das sind die Tage, die erfüllen,
Die still durch Sonnengluten schreiten,
Um das Geheimnis zu enthüllen
Aus der Befruchtung Sonnenzeiten.
Wo bei den vollen, goldenen Ähren
Der Landmann hemmt die schweren Schritte,
Die Hände faltet und Gebahren
Erleht für seine tiefste Bitte:
Der du den Feldern zum Gedeihen
Ge eben Sonnenschein und Regen,
Du, Gott im Himmel, wollest verleihen
Auch zu der Ernte deinen Segen!

Johanna Weiskirch.

Fort XI von Przemyśl nach der Beschädigung durch schwere Artillerie.

Die Aufnahme legt Zeugnis ab von der erschütternden Wirkung der schwersten Geschütze. Betonklöße von 3 m Stärke sind geborsten und abgesplittert und gleichen zerstörten Sandburgen. Die Trichter der 42-cm-Geschütze weisen eine Tiefe bis zu 8 m und eine Breite bis zu 15 m auf. Die moralische Wirkung dieser Geschütze war eine derartige, daß die Russen an mehreren Stellen selbst die Drahtseile durchschnitten, um aus der unerträglichen Lage sich zu befreien und dem stürmenden Feind sich zu ergeben.

Der Erfinder der Gulaich-Kanone.

Gustav Libau, ein Thüringer, bot im Jahre 1869 den Breslauer Militärbehörden seine Erfindung an. Seit jener Zeit ist das deutsche Heer mit fahrbaren Kanonen versorgt.

Ein von den Bayern ersticktes

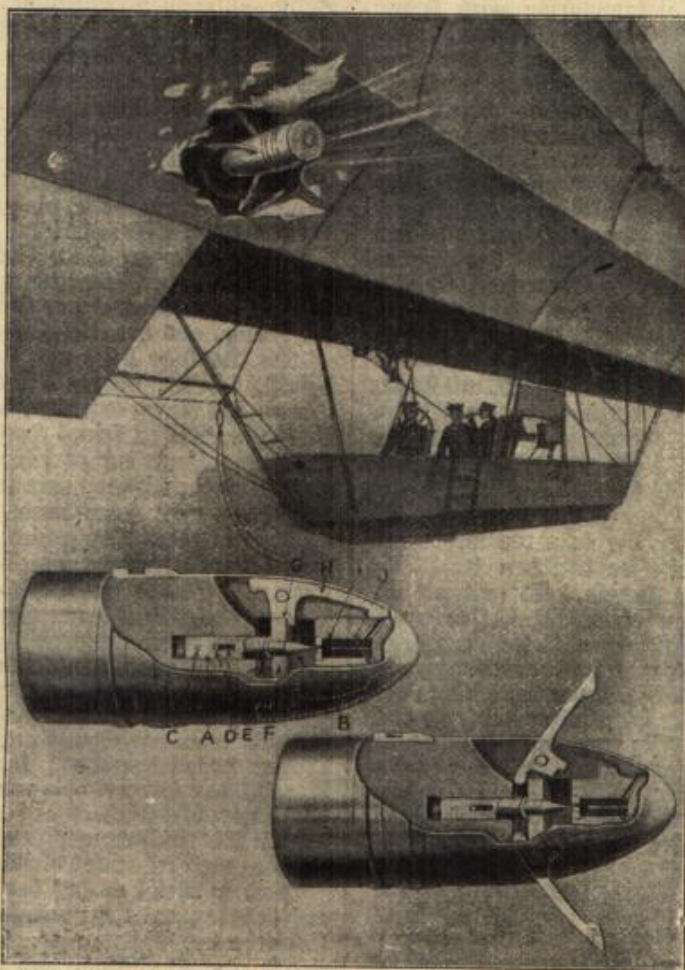
Nordfort von Przemyśl.

Die russischen Befestigungen, die eine Gesamtausdehnung von 50 Kilometer haben, bestanden aus kleineren und größeren Forts, die untereinander durch Schützengräben und sonstige Erdwerke verbunden waren. Die Forts waren mächtige, von tiefen Gräben umgebene Erdwerke mit zahlreichen betonierten Unterständen und gemauerten Kasernen. Breite, meist in zweifacher Reihe angelegte Drahthindernisse sperrten nach allen Seiten den Zugang zu den Befestigungsanlagen. Im ersten Angriff der verstärkten bayerischen Division fielen drei Forts der Nordfront samt den dazwischen gelegenen Befestigungsanlagen. Am 31. Mai gelang die Erstürmung der Forts IX a, X a und XI samt Zwischenlinien. Bis zum Abend des 2. Juni hatte sich die durch Wegnahme der Forts XI und XII und Kapitulation der Werke X b und IX a durchbrochene Linie zu einer Breite von 8 km erweitert, d. h. die ganze Nordfront, etwa der sechste Teil der gesamten Befestigungen, war im Besitz des Angreifers. Nach einer Belagerung von vier Tagen war Przemyśl zurückerobert.

Explosivgeschosse zum Zerreissen

der Gasbehälter von Luftkrenzern.

Der Kampf in den Lüften tritt im Lauf des Krieges immer mehr und mehr in den Vordergrund. Die wiederholten Besuche der Zeppeline in Frankreich und England haben die Gegner gezwungen, auf besonders wirksame Abwehrmittel zu sinnen. Eine eigentümliche Art von Explosivgeschossen zum Zerreissen der Gasbehälter von Luftkrenzern hat sich die bekannte Firma Armstrong, Whitworth & Co. in England patentieren lassen. Wie unsere Abbildung zeigt, springen aus der Hülse des Projektils vier scharfe, spitze, trahlenartige Eisenarme hervor, sobald dasselbe mit seiner Spitze irgendwo auf Widerstand stößt und durch den Rindstift B die leicht entzündliche Explosivmasse zum Entbrennen gebracht wird. Wenn der Mechanismus wirklich so sicher und richtig funktioniert, wie geschrieben wird, muß das Geschoss für die Zeppeline eine recht gefährliche Waffe sein, da es fraglos sehr große Löcher reißt, während die meisten anderen Projektils, welche man gegen diese Luftkrenzer entsendet, nur so kleine Öffnungen in der Ballonhülle hervorrufen, daß bei dem sehr langsamen Entweichen des Gases aus denselben nicht einmal eine Notlandung auf feindlichem Gebiete erforderlich wird. Ob die Erfindung aber gebrauchsfertig ist oder nur als unerprobtes Modell vorliegt, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich ist letzteres der Fall. Möglicherweise handelt es sich auch nur um eines jener vielen phantasievollen Projekte, die in den technischen Zeitschriften herumspulen und den Zweck haben, die Zeppeline graulich zu machen. In diesem Fall ist es ein Versuch am untauglichen Objekt. Dies um so mehr, als diese über eine größere Anzahl voneinander getrennter Gasbehälter verfügen.



Explosivgeschoss zur Vernichtung von Luftschiffen. (Mit Text.)

Gemeinnütziges

Die Hausfrau im August. Einheimischen! Das ist auch in diesem Monat die Parole für die Hausfrau. Ja, die gute Hausfrau darf nicht müde werden, ihre Küche mit Konserven zu versorgen. Süße Säfte und Gelees werden

bereitet, Bohnen eingemacht, Pickles und Gurken eingelegt, Kirschen eingemacht usw. Jetzt ist auch die Pilzzeit angebrochen. Eierpilze oder Pfifferlinge, Steinpilze, Trüffeln usw. können in großen Mengen eingesammelt werden. Dabei ist aber darauf achtzugeben, daß keine giftigen Pilze benutzt werden. Die Hausfrau muß in dieser Hinsicht auch bei der Zubereitung ein wachsames Auge haben und alle Pilze sorgfältig prüfen. Wer die giftigen Pilze nicht von den guten unterscheiden kann, sollte lieber auf die Verwendung der Pilze verzichten, denn der Genuß eines einzigen Giftpilzes kann schwere Gefahren für Gesundheit und Leben im Gefolge haben. — Da die Sommerzeit auch für viele, namentlich für die Bewohner der Städte die Reisezeit ist, so erwachen auch nach dieser Richtung hin der Hausfrau sehr viele Aufgaben. Sie muß vor allen Dingen dafür Sorge tragen, daß die Motten nicht in die Polstermöbel und Portieren kommen. Zu diesem Zweck müssen die Gegenstände sorgfältig gereinigt werden. Zu größerem Schutz empfiehlt es sich dann noch, kleine Schalen mit Riendöl unter die Möbel zu stellen und auch Matratzenkissen, die mit dem Öl getränkt wurden, in die Polsterung der Sessel, Stühle und Sofas zu stecken. Ferner erscheint es rätlich, darauf aufmerksam zu machen, daß Schuhe, die im Sommer nicht getragen werden sollen, am besten aufbewahrt werden, nachdem sie mit Einweiß abgerieben sind. Da im Sommer die Mückenplage oft sehr groß ist und viele unter Mückenstichen sehr zu leiden haben, sei darauf hingewiesen, daß durch gewöhnliche Wachseife die Mückenstiche am besten gelindert werden können. Man reibt die Stichstelle mit der trockenen Seife so lange ein, bis eine Seifenaufgabe sichtbar ist. Das Einreiben mit Walnussblättern und starkriechenden Essenzen soll auch die Mücken etwas fern halten. H. W.

Zitrone. Um möglichst viel Saft aus einer Zitrone pressen zu können, erwärme man die Frucht zuvor gründlich.

Der Samen der Sonnenblume ist ein gutes Mauerfutter. Der Geflügelzüchter treffe Sorge, daß er ihn rechtzeitig vorrätig hat.

Zülrätsel.

J	N
G	W
H	T
L	G
T	A

Die leerstehenden Felder sind mit den Buchstaben N E N E G O A T H U derart auszufüllen, daß das Gänge der Reihe nach gelesen ein Sprichwort nennt.

Fritz Guggenberger.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Visitenkartenrätsels: Bischofswerda. — Des Sonett: Klaffen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Allerlei

Erkennungszeichen. A.: „Welcher von den beiden Herrn ist eigentlich der berühmte Nordpolfahrer?“ — B.: „Der immer so kalt lächelt.“

— Nach einem heißen Tage hatte sich Blücher zur Ruhe gelegt. Da weckte ihn ein Adjutant und meldete, der Feind mache eine Bewegung. — „So“, rief der Fürst, „dann melden Sie dem Feinde, daß ich auch eine gemacht hätte!“ — und legte sich bei diesen Worten aufs andere Ohr. D.C.

König Ludwig XV. von Frankreich fühlte sich einst sehr unwohl, weilerte sich aber, die von seinem Leibarzt verordnete Medizin zu nehmen. „Majestät“, rief dieser ärgerlich, „ich befehle es!“ Starr vor Entsetzen sah